

Rachilde
Monsieur Vénus



Rachilde

MONSIEUR VÉNUUS

Materialistischer Roman

Fast eine Frau sein – ein gutes Mittel,
die Frau zu bezwingen.

Catulle Mendès

Aus dem Französischen übersetzt von
Alexandra Beilharz und Anne Maya Schneider

Nachwort von Martine Reid

RECLAM 

Französischer Originaltitel: *Monsieur Vénus. Roman matérialiste.*
In der Erstausgabe von 1884 sind als Autoren angegeben:
Rachilde und Francis Talman. Siehe dazu die Editorische Notiz, S. 177.

Der Verlag Philipp Reclam jun. dankt der Rechtsnachfolgerin Rachildes,
Madame Édith Silve, für ihre Genehmigung, *Monsieur Vénus* erstmals
ins Deutsche zu übersetzen.

Die Arbeit der Übersetzerinnen am vorliegenden Text wurde vom
Deutschen Übersetzerfonds gefördert. Außerdem danken die
Übersetzerinnen Herrn Prof. Dr. Jean de Palacio für wertvolle
Hinweise.

2020 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Umschlaggestaltung: Anja Grimm Gestaltung
Umschlagabbildung: Romaine Brooks, *Self-Portrait* (1923).
© bpk / Smithsonian American Art Museum / Art Resource, NY
Druck und buchbinderische Verarbeitung: GGP Media GmbH,
Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck
Printed in Germany 2020
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011287-8

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de



Monsieur Vénus

Wir widmen dieses Buch
der körperlichen Schönheit.

R. und F. T.

Vorwort

Unseren Lesern zur Warnung: Während sie dieses Buch öffnen, geht die Heldin unserer Geschichte vielleicht gerade an ihrer Tür vorbei.

Kapitel I

Mademoiselle de Vénérande tastete in dem schmalen Flur, den ihr der Concierge angegeben hatte, nach einer Tür.

Die siebte Etage war völlig unbeleuchtet, und die Angst überkam sie, unversehens in eine zwielichtige Absteige zu geraten; da fiel ihr das Zigarettenetui ein, in dem alles für ein wenig Licht vorhanden war. Im Schein eines Zündholzes fand sie die Nummer 10 und entzifferte folgendes Schild:

Marie Silvert, Kunstblumen, Musterzeichnungen.

Und da der Schlüssel steckte, trat sie ein, doch auf der Schwelle schnürte ihr ein Bratapfelgeruch die Kehle zu und ließ sie auf der Stelle stehen bleiben. Kein Geruch war ihr so zuwider wie der von Äpfeln, daher musterte sie mit angeekeltem Schaudern das Mansardenzimmer, bevor sie sich bemerkbar machte.

An einem Tisch, wo auf einem schmierigen Topf eine Lampe qualmte, saß mit dem Rücken zur Tür ein Mann, der in eine sehr knifflige Arbeit vertieft schien. Um seinen Oberkörper schlang sich über einem weitgeschnittenen Kittel in Spiralen eine Rosengirlande, großblütige, fleischfarbene, in satinierten Granattönen changierende Rosen, die sich zwischen seinen Beinen hindurchrankten, seine Schulter umwanden und sich um seinen Kragen wickelten. Zu seiner Rechten stand ein Goldlackgebinde, zu seiner Linken ein Büschel Veilchen.

In einer Zimmerecke häuften sich auf einer zerwühlten Pritsche papierene Lilien.

Zwischen zwei löchrigen Korbstühlen lagen ein paar missratene Blumenstängel und verdreckte Teller, mittendrin ragte eine leere Weinflasche auf. Ein kleiner Ofen mit einem Sprung sandte sein Rohr durch das Dachlufenfenster und

blickte mit seinem einen rotglühenden Auge begehrllich auf die vor ihm hingebreiteten Äpfel.

Der Mann spürte den kalten Luftzug, der durch die offene Tür hereindrang, schob den Lampenschirm hoch und drehte sich um.

»Habe ich mich geirrt, Monsieur?«, fragte die Besucherin unangenehm berührt. »Marie Silvert, bitte?«

»Da sind Sie schon richtig, Madame, jetzt gerade bin ich Marie Silvert.«

Raoule konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen: Mit dieser männlich klingenden Stimme wirkte die Antwort etwas sonderbar, die verlegene Haltung des Burschen mit den Rosen in der Hand half dem nicht ab.

»Sie stellen Kunstblumen her, genau wie eine echte Blumenmacherin?«

»Gewiss, muss ich ja. Hab 'ne kranke Schwester, schau Sie, da, in dem Bett, da schläft sie ... Armes Mädchen! Wirklich sehr krank. Schlimmes Fieber, ihr zittern die Finger. Bringt nichts Gescheites zustande ... Ich, ich versteh was vom Malen, aber ich hab mir gedacht, wenn ich ihre Arbeit übernehme, verdien ich mehr als mit Tiere zeichnen oder Fotos abmalen. Die Aufträge regnen nicht gerade vom Himmel«, sagte er abschließend, »aber ich komm schon über die Runden.«

Er reckte den Hals, um zu schauen, ob die Kranke schlief. Nichts rührte sich unter den Lilien. Er bot der jungen Frau einen der Korbstühle an. Raoule zog ihren Nerz umhang enger zusammen und setzte sich widerwillig; ihr Lächeln war verschwunden.

»Madame wünschen?«, fragte der Bursche und ließ die Girlande fallen, um den Kittel zu schließen, der über seiner Brust weit offen stand.

»Man hat mir«, antwortete Raoule, »die Adresse Ihrer Schwester gegeben und sie mir als echte Künstlerin empfoh-

len. Ich muss sie unbedingt wegen eines Ballkleids sprechen. Können Sie sie nicht wecken?»

»Ein Ballkleid? Ach, keine Sorge, Madame, da muss man sie nicht wecken. Ich mach Ihnen das ... Schaun wir mal, was brauchen Sie denn? Pikeearbeiten, Litzen, Applikationen?» ...

Die junge Frau fühlte sich nicht gut, am liebsten wäre sie gegangen. Auf's Geratewohl griff sie nach einer Rose und musterte eingehend deren Inneres, das der Blumenmacher mit einem Kristalltropfen benetzt hatte:

»Sie haben Talent, viel Talent«, sagte sie, während sie zugleich die seidenen Blütenblätter auseinanderbog ... Dieser Bratapfelgeruch wurde ihr unerträglich.

Der Künstler nahm gegenüber seiner neuen Kundin Platz und zog die Lampe vom Rand des Tisches zwischen sie. So sitzend, konnten sie sich von Kopf bis Fuß betrachten. Ihre Blicke kreuzten sich. Wie geblendet blinzelte Raoule hinter ihrem Hutschleier.

Marie Silverts Bruder war ein Rotschopf – von sehr dunklem Rot, fast rehbraun, leicht gedrunken um die hervortretende Hüftpartie, gerade Beine mit schlanken Fesseln.

Sein Haar wurzelte tief in der Stirn, ohne Wellen oder Locken, vielmehr drahtig, dicht, und man ahnte, dass es sich jedem Kamm widersetzte. Die Augen unter den schwarzen, scharf geschnittenen Brauen waren ungewöhnlich dunkel, gleichwohl dümmlich.

Dieser Mann hatte den flehenden, leicht feuchten Blick eines geprügelten Hundes. Solche Tiertränen treffen immer schrecklich ins Herz. Sein Mund besaß die festen Konturen gesunder Münder, die der Rauch, der sie mit seinem männlichen Duft sättigt, noch nicht hat welken lassen. Bisweilen blitzten hinter den überroten Lippen ungemein weiße Zähne auf, und man fragte sich, warum diese Milchtropfen nicht zwischen den beiden Glutscheiten verdampften. Das Kinn

mit seinem Grübchen und dem ebenmäßigen, kindhaften Fleisch war hinreißend. Der Nacken hatte ein Fältchen wie bei einem Neugeborenen, das Speck ansetzt. Einzig die recht große Hand, die dunkle Stimme und das widerspenstige Haar ließen bei ihm auf sein Geschlecht schließen.

Raoule vergaß ihre Bestellung; eine merkwürdige Benommenheit befel sie und nahm ihr sogar die Worte.

Indessen fühlte sie sich besser, die warmen Dämpfe, die den Äpfeln entstiegen, störten sie kaum noch, und von den Blüten, die verstreut auf den verdreckten Tellern lagen, schien sogar eine gewisse Poesie auszugehen.

Mit bewegter Stimme setzte sie von Neuem an:

»Folgendes, Monsieur; es geht um einen Kostümball, und ich pflege zu solchen Anlässen eine eigens für mich entworfene Garderobe zu tragen. Dieses Mal gehe ich als *Wassernymphe*, in einem Kostüm nach der Art von Grévin, einer mit grünen Pailletten bestickten Tunika aus weißem Kaschmir, mit Schilfbesatz; ich brauche daher eine breite Auswahl an Flusspflanzen, Seerosen, Pfeilkraut, Teichlinsen, Wasserlilien ... Sehen Sie sich imstande, das innerhalb einer Woche zusammenzustellen?«

»Ich denke schon, Madame, ein echtes Kunstwerk also!«, antwortete der junge Mann und lächelte seinerseits, dann griff er nach einem Zeichenstift und warf ein paar Skizzen aufs Papier.

»Genau, genau so«, stimmte Raoule zu, während ihre Augen ihm folgten. »Ganz zarte Nuancen, nicht? Lassen Sie kein Detail aus ... Oh! Ich zahle, was immer Sie wollen! Das Pfeilkraut mit langen, spitzen Stempeln und die Seerosen schön rosa mit braunem Flaum.«

Sie hatte den Stift genommen, um ein paar Konturen zu verbessern; als sie sich zur Lampe hinunterbeugte, blitzte der Diamant auf, der ihren Umhang zusammenhielt. Silvert sah ihn und sagte ehrerbietig:

»Die Arbeit kommt mich auf 100 Franc, den Entwurf gebe ich Ihnen für fünfzig, da bleibt mir nicht viel, wirklich, Madame.«

Raoule entnahm einem wappengeschmückten Portemonnaie drei Banknoten.

»Hier«, sagte sie schlicht, »ich habe vollstes Vertrauen in Sie.«

Der junge Mann machte eine abrupte Bewegung, mit einer solchen Freudenaufwallung, dass sein Kittel erneut aufsprang. In der Furche seiner Brust bemerkte Raoule den gleichen rötlichen Flaum, der auch seine Oberlippe zierte, etwas wie fein gesponnene, ineinander verschränkte Goldfäden.

Mademoiselle de Vénérande schien es jetzt, als könnte sie vielleicht wirklich einen dieser Äpfel essen, ohne allzu großen Widerwillen.

»Wie alt sind Sie?«, fragte sie, ohne den Blick von der durchscheinenden Haut abzuwenden, die noch seidiger war als die Rosen der Girlande.

»Ich bin vierundzwanzig, Madame«, antwortete er, und linkisch fügte er hinzu: »Stets zu Diensten.«

Die junge Frau senkte den Kopf und schloss die Augen; sie wagte nicht, noch länger hinzuschauen.

»Ach! Sie sehen aus wie achtzehn ... Wie merkwürdig, ein Mann, der Kunstblumen macht ... Mit Ihrer kranken Schwester sind Sie in diesem Mansardenzimmer ziemlich schlecht untergebracht ... Meine Güte! ... Durch diese Dachlücke dringt ja kaum Licht ... Nein, nein! Behalten Sie das Wechselgeld ... Dreihundert Franc, das ist doch gar nichts. Apropos, notieren Sie meine Anschrift: Mademoiselle de Vénérande, Avenue des Champs-Élysées 74, Hôtel de Vénérande. Bringen Sie mir alles persönlich vorbei. Ich kann doch auf Sie zählen?«

Sie stockte beim Reden und spürte, wie ihr der Kopf schwer wurde.

Silvert nahm mechanisch einen Gänseblümchenstängel in die Hand, rollte ihn zwischen den Fingern hin und her und legte dabei, ohne darauf zu achten, die gleiche Geschicklichkeit an den Tag wie eine Frau vom Fach, wenn sie nur eben den Stoffhalm einkneift, um ihn wie einen Pflanzenhalm aussehen zu lassen.

»Abgemacht, nächsten Dienstag, Madame, ich werde da sein, zählen Sie auf mich, ich verspreche Ihnen lauter Meisterwerke ... Sie sind zu großzügig!«

Raoule erhob sich; ein nervöses Zittern erfasste ihren ganzen Körper. Hatte sie sich bei diesen Elenden etwa ein Fieber geholt?

Der Bursche hingegen rührte sich nicht, in seine Freude versunken, betastete er mit aufgerissenem Mund die drei blauen Scheine: dreihundert Franc! ... Er dachte nicht mehr daran, den Kittel über seiner Brust zu schließen, wo die Lampe goldene Pailletten aufflammen ließ.

»Ich hätte die Schneiderin mit meinen Anweisungen herschicken können«, murmelte Mademoiselle de Vénérande, als müsse sie auf einen inneren Vorwurf antworten und sich vor sich selbst rechtfertigen; »doch nachdem ich Ihre Probestücke gesehen hatte, zog ich es vor, selbst zu kommen ... Apropos: Sagten Sie nicht, Sie seien Maler? Ist das hier von Ihnen?«

Mit dem Kopf deutete sie auf ein Gemälde, das zwischen einem grauen Lumpen und einem Schlapphut an der Wand hing.

»Ja, Madame«, erwiderte der Künstler und hob die Lampe zum Bild hoch.

Mit raschem Blick erfasste Raoule eine unbewegte Landschaft, in der fünf oder sechs steifbeinige Schafe erbittert zartes Grün weideten, unter derart genauer Wahrung der Perspektivgesetze, dass zwei von ihnen, entlehnt von anderen, fünf Beine zu haben schienen.

In seiner Unbedarftheit erwartete Silvert ein Kompliment, ein paar aufmunternde Worte.

»Seltsamer Beruf«, fuhr Mademoiselle de Vénérande fort, ohne das Bild weiter zu beachten. »Eigentlich sollten Sie besser Steine klopfen, das wäre weitaus natürlicher.«

Er begann einfältig zu lachen, ein wenig verdutzt, weil diese Unbekannte ihm vorwarf, er nütze jedes mögliche Mittel, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen; dann sagte er, um überhaupt etwas zu antworten:

»Pah! Das hindert einen nicht daran, ein Mann zu sein!«

Und sein weiterhin offener Kittel ließ die goldenen Löckchen auf seiner Brust erkennen.

Ein dumpfer Schmerz fuhr Mademoiselle de Vénérande in den Hinterkopf. Von der übelriechenden Mansardenluft waren ihre Nerven überreizt. Eine Art Schwindel zog sie zu dieser entblößten Haut hin. Sie wollte einen Schritt zurückweichen, sich losreißen von diesem Zwang, flüchten ... Ein wahnsinniges Begehren fasste sie am Handgelenk ... Ihr Arm erschlaffte, sie ließ die Hand über die Brust des Arbeiters gleiten, als würde sie eine blonde Bestie streicheln, ein Monster, dessen Existenz ihr nicht bewiesen schien.

»Das sehe ich!«, sagte sie in ironisch kühnem Ton.

Jacques erbebte, verwirrt. Was er zunächst für eine Liebkosung gehalten hatte, erschien ihm nun wie eine Beleidigung.

Der Handschuh dieser Dame von Welt führte ihm das eigene Elend vor Augen.

Er biss sich auf die Lippen, und in dem Bemühen, irgendwie verrückt zu erscheinen, gab er zurück:

»Ach wissen Sie, wir haben die am ganzen Körper!«

Angesichts dieser Ungeheuerlichkeit verspürte Raoule de Vénérande tödliche Scham. Sie wandte den Kopf ab; da erhob sich inmitten der Lilien ein garstiges Gesicht, in dem zwei graugrüne Augen düster aufleuchteten: Es war Marie Silvert, die Schwester.

Einen Moment lang hielt Raoule inne und sah der jungen Frau direkt in die Augen; dann grüßte sie mit einer unmerklichen Kopfbewegung, senkte hochmütig ihren Schleier und ging langsam hinaus, ohne dass es Jacques, der mit der Lampe in der Hand starr dastand, in den Sinn gekommen wäre, sie zu begleiten.

»Was sagst du dazu?«, fragte er, als er wieder zu sich kam, während Raoules Wagen bereits die Boulevards erreicht hatte und in Richtung Champs-Élysées rollte.

»Ich sage«, antwortete Marie und ließ sich mit einem höhnischen Lachen zurückfallen in ihre Decken, die durch den Glanz der Lilien noch schmutziger wirkten, »ich sage, wenn du dich nicht ganz dämlich anstellst, haben wir die Sache im Sack. Sie hängt an der Angel, Kleiner.«

Kapitel II

Als sie in ihrem Coupé saß, ließ Raoule die beiden Fensterscheiben herunter und atmete lange die kühle Luft tief ein.

Eben noch, auf der Treppe Silverts, hatte es sie äußerste Willensanstrengung gekostet, nicht ohnmächtig zu werden. Ihr gesamter feinnerviger Körper spannte sich zu einem unglaublichen Krampf, einem gewaltigen Beben, dann kam mit der Unvermitteltheit eines Hirnschlags die Gegenreaktion, sie fühlte sich besser. Sie empfand diese Unbestimmtheit, einen seltsamen Effekt, der gut mit den letzten Zuckungen einer in voller Aktion gebrochenen Sprungfeder zu vergleichen ist; ein Zustand, in dem die Aktivität des Gehirns mit der Erschlaffung der Muskeln anzuwachsen schien.

Raoule rief sich Jacques Silvert vor Augen. Die Tochter aus dem Hause Vénérande, die ein flinkes Gespann im Galopp forttrug, kehrte in Gedanken zu dem Arbeiter in der Rue de la Lune zurück. Von dem Gefühl der Scham, das sie beim erneuten Übertreten der Mansardenschwelle empfunden hatte, war nichts mehr übrig. Was bedeutete schon die Abkunft dieses Mannes angesichts dessen, was sie aus ihm zu machen gedachte, die Hülle, der Balg, das handfeste Wesen, der Kerl genügte ihrem Traum.

Auf die konkreten Fakten reduziert, bot ihre Erinnerung nichts, was ihr Bewusstsein hätte wachrütteln können. Die Frau, die in ihr bebte, sah in Silvert lediglich ein schönes Lustinstrument, nach dem sie gierte und das sie, heimlich schon, in ihrer Vorstellung umschlang. Die Augen leicht geschlossen, den Mund halb geöffnet, den Kopf hingesunken auf die Schulter, die sich ab und an mit einem langen Seufzer der Erleichterung hob, wirkte sie wie ein von glühenden Liebkosungen köstlich ermattetes Geschöpf.

Weder schön noch im wahrsten Sinn des Wortes hübsch

zu nennen war Raoule, groß, gut gebaut, mit biegsamem Hals. Sie besaß die zarte Gestalt eines echten Mädchens von Geblüt, schmale Handgelenke, den etwas hochmütig wogenden Gang, der unter der weiblichen Hülle das Katzenhafte erkennen ließ. Auf den ersten Blick hatte ihr harter Gesichtsausdruck nichts Einnehmendes. Die wunderbar geschwungenen Augenbrauen besaßen die ausgeprägte Neigung, sich in einer gebieterischen Falte beharrlicher Willenskraft zusammenzuziehen. Die schmalen, in den Mundwinkeln verschwimmenden Lippen brachten in unangenehmer Weise die reinen Konturen des Mundes zum Verschwinden. Ihr braunes, im Nacken zusammengerafftes Haar rahmte das perfekte Oval eines Gesichtes, das wie von jenem im Licht verblassenden italienischen Bister gefärbt war. Ihre tief-schwarzen Augen, die unter langen, gebogenen Wimpern metallisch glänzten, glichen Glutkohlen, wenn die Leidenschaft sie entzündete, in manchen Momenten wirkten sie wie zwei feurige Nadelstiche.

Raoule fuhr zusammen, unvermittelt aus der Verderbtheit glühender Gedanken gerissen; der Wagen kam im Hof des Hôtel de Vénérande zum Stehen.

»Du kommst spät, mein Kind«, sagte eine alte, ganz in Schwarz gekleidete Dame, die ihr die Freitreppe hinunter entgegenging.

»Finden Sie, liebe Tante? Wieviel Uhr ist es denn?«

»Na, bald schon acht. Du bist nicht umgekleidet, du hast sicher nicht zu Abend gegessen. Dabei holt Monsieur de Raittolbe dich doch ab, um dich heute Abend in die Oper auszuführen.«

»Ich gehe nicht, ich habe es mir anders überlegt.«

»Bist du krank?«

»Mein Gott, nein. Nur aufgewühlt. Ich habe gesehen, wie in der Rue de Rivoli ein Kind von einem Omnibus überfahren wurde. Zu Abend zu essen wäre mir jetzt wirklich nicht

möglich ... Warum müssen denn auf den Straßen dauernd diese Busunfälle passieren?»

Madame Ermengarde bekreuzigte sich.

»Ach, Tante, das habe ich ganz vergessen ...! Kommen Sie mit. Geben Sie Anweisung, niemanden hereinzulassen, ich muss etwas mit Ihnen besprechen, das Ihnen besser gefallen wird: ein gutes Werk. Ich habe ein gutes Werk bei der Hand.«

Sie durchquerten gemeinsam die ausgedehnten Gemächer des Gebäudes.

Es gab Salons, die so düster wirkten, dass man sie nicht ohne eine gewisse Beklemmung betrat. Das alte Bauwerk besaß zwei zurückgesetzte Flügel, die von runden, dem Schloss von Versailles ähnelnden Treppen flankiert wurden. Die vielfach unterteilten Sprossenfenster reichten sämtlich bis aufs Parkett herab und ließen hinter leichten Musselinvorhängen und Gipürespitzen riesengroße schmiedeeiserne, mit eigentümlichen Arabesken verzierte Balkone sehen. Vor diesen Balkonen erstreckte sich, unterbrochen vom Gitter der Auffahrt, ein Mosaik aus überwiegend Pariser Pflanzen, diesen winterharten Gewächsen in neutralen Grüntönen, die so gleichmäßige Bordüren bildeten, dass selbst das geschulteste Auge sich nicht an einem einzigen hervortretenden Grashälmchen hätte stoßen können. Die grauen Mauern standen, wie es schien, gelangweilt nebeneinander, und doch hätte ein Zauberer, wollte er eine Betschwester verstören, den verwirrten Anwohnern der vornehmen Avenue mehr als eine Überraschung bereitet, hätte er sie hinter diese wappengeschmückten Fassaden blicken lassen. So hätten etwa das Schlafzimmer der Nichte im rechten und das der Tante im linken Flügel, wären sie plötzlich frei einsehbar, jeden Liebhaber bildlicher Gegensätze in Entzücken versetzt.

Raoules Schlafzimmer war mit rotem Damast ausgekleidet und rundum getäfelt mit von Seidenkordeln umfasstem Antillenholz. Eine Sammlung von Waffen jeglicher Art und

aller möglichen Länder, die ihrer ausgesuchten Abmessungen wegen auch für eine Frauenhand geeignet waren, nahm das Zentrum der Täfelung ein. Die Decke mit gerundeten Simsen war mit alten Rokokomotiven auf blaugrünem Hintergrund bemalt.

In der Mitte hing ein Karlsruher Kristalllüster, eine Liliengirandole aus lanzettenförmigen Blättern, die in den Farben der Natur schillerten. Unter dem Lüster standen auf dem großen Nerzteppich eine Athénienne* sowie ein ausladendes Bett aus geschnitztem Ebenholz voller Kissen, deren Kern und Federn mit einem orientalischen Parfüm getränkt waren, das duftend den gesamten Raum erfüllte.

Ein paar Bilder mit recht freizügigen Motiven hingen zwischen Spiegeln über der Flockseide an den Wänden. Gegenüber dem vollständig mit Papieren und geöffneten Briefen bedeckten Schreibtisch stand die Aktstudie eines Mannes, auf dessen Hüften nicht der geringste Schatten zu bemerken war. Eine Staffelei in einer Ecke und ein Klavier in der Nähe des Tisches vervollständigten diese weltliche Einrichtung.

Das Zimmer von Madame Ermengarde, Stiftsdame mehrerer Orden, war ganz in einem trübselig anzuschauenden Stahlgrau gehalten.

Das gut gebohnerte Parkett ohne Teppich ließ einem die Füße erstarren, und der ausgezehnte Christus, der an einem Kopfende ohne Kissen hing, blickte zu einer Zimmerdecke, deren Bemalung an die Nebel des Nordhimmels erinnerte.

Seit etwa zwanzig Jahren wohnte die Stiftsdame Ermengarde mit ihrer Nichte, die schon mit fünf Jahren Waise geworden war, im Hôtel de Vénérande. Jean de Vénérande, letzter Nachfahre seines Geschlechts, hatte, als er aus dieser Welt schied, den Wunsch geäußert, seine Schwester, deren

* Dreifüßiges Tischchen, dessen Name und Form die Vorliebe des 19. Jahrhunderts für die Antike zeigt.

Qualitäten ihm stets tiefe Hochachtung eingeflößt hatten, möge dieses aus dem Tod geborene Kind, das er nun zurückließ, erziehen. Ermengarde war damals eine vierzigjährige, tugendhafte und frömmliche Jungfer, die durchs Leben schritt wie durch einen klösterlichen Kreuzgang, in ständiger Andacht versunken, während sie mit der Spitze ihres Zeigefingers das Kreuzzeichen beschrieb, das es erlaubt, die Schatzkammer der Gnadenakte voll auszuschöpfen, sich dabei aber, was bei einer Betschwester selten ist, kaum je um das Seelenheil ihrer Nachbarn kümmerte. Ihre Geschichte war einfach. Sie erzählte sie bei feierlichen Anlässen in jenem salbungsvollen Stil, den ein tief verwurzelter Mystizismus duldsamen Naturen verleiht. Sie hatte eine keusche Leidenschaft gehabt, eine gottgefällige Leidenschaft; sie hatte in aller Treuherzigkeit einen armen Schwindsüchtigen geliebt, den Grafen von Moréas*, einen Mann, der jeden Morgen dem Tode nahe schien. Vielleicht hatte sie eine Vorahnung ehelichen Glücks und mütterlicher Freuden besessen, doch eine unauslöschliche Katastrophe hatte all das im letzten Moment zerstört: Der Graf von Moréas war, versehen mit den kirchlichen Sakramenten, heimgegangen zu seinen Vorfahren. In der Verzweiflung ihres Schmerzes zerpflückte die Verlobte nicht die Hochzeitsrosen, zerriss nicht den weißen Schleier; am Fuße des Erlöserkreuzes fand sie einen unsterblichen Gatten. Ihr sanfter Glaube verlangte nichts weiter! ... Die Klostertüren wollten sich gerade für sie öffnen, als der Tod Jean de Vénérande ereilte. Stiftsdame Ermengarde brachte ihr Herz zum Schweigen und widmete sich fortan der Vormundschaft Raoules.

In dieser Phase hätte ein vorausschauender Erzieher in dem Kind bereits den lebendigen Keim sämtlicher Leidenschaften angelegt gesehen. Ebenso furchtlos wie eigensin-

* Anspielung auf den symbolistischen Dichter Jean Moréas (1856–1910).

nig, fügte sie sich niemals ohne kaltblütige Einwände, was die züchtende Rute wie von selbst auf sie niedergehen ließ. Mit erschreckendem Starrsinn verfolgte sie die Erfüllung einer Laune und bezauberte die Lehrerinnen mit hellsichtigen Erklärungen ihrer Tollheiten. Ihr Vater war einer jener ermatteten Wüstlinge gewesen, die von den Werken des Marquis de Sade rot werden, allerdings nicht aus Scham.

Ihre Mutter, eine temperamentvolle Provinzlerin mit überaus robuster Konstitution, hatte ganz natürliche und feurige Gelüste besessen. Sie war bald nach Raoules Geburt an einem Blutsturz gestorben. Vielleicht war ihr Mann ihr auch als Opfer eines selbst herbeigeführten Unfalls ins Grab gefolgt, denn einer seiner langjährigen Diener erzählte, sein Herr habe sich im Sterben des vorzeitigen Endes seiner Frau beschuldigt.

Der Stiftsdame Ermengarde war das weltliche Leben der Menschen fremd, und so bemühte sie sich, bei Raoule besonders die mystischen Neigungen zu fördern; sie ließ sie ihre Einwände vorbringen, erzählte ihr häufig in äußerst gewählten Begriffen von ihrer Verachtung für die verderbte Menschheit und sorgte dafür, dass sie in völliger Abgeschlossenheit fünfzehn Jahre alt wurde.

Die Stunde des sinnlichen Erwachens mochte direkt am Ohr ihrer Nichte schlagen, Tante Ermengarde, die Stiftsdame, wollte sich nicht vorstellen, dass zwischen ihrem Gute-nacht- und ihrem Morgenkuss Platz blieb für das heimliche Brennen, das eine Jungfrau niemals eingesteht.

Eines Tages, als Raoule durch die Mansardenzimmer des Hauses streifte, entdeckte sie ein Buch; sie las aufs Geratewohl darin. Beim Anblick einer Radierung schlug sie die Augen nieder, doch sie nahm das Buch an sich ... Ungefähr zu dieser Zeit vollzog sich in dem jungen Mädchen ein Wandel. Ihre Züge veränderten sich, sie war kurz angebunden, warf fiebrige Blicke um sich, weinte und lachte zugleich. Stiftsda-

me Ermengarde war beunruhigt, befürchtete eine ernste Krankheit und rief die Ärzte herbei. Ihre Nichte weigerte sich, sie zu empfangen. Einer jedoch, von sehr eleganter Erscheinung, geistreich und jung, war geschickt genug, sich bei der kapriziösen Kranken Zutritt zu verschaffen. Sie bat ihn wiederzukommen, allerdings trat keine Besserung ihres Zustandes ein.

Ermengarde wandte sich an die Weisheit ihrer Beichtväter. Man empfahl ihr das einzig wahre Mittel:

»Verheiratet Sie«, war die Antwort.

Raoule bekam einen Wutanfall, als ihre Tante das Thema Heirat zur Sprache brachte.

Am Abend jenes Tages, beim Tee, sagte der junge Arzt, der in einer Fensternische mit einem alten Freund des Hauses plauderte, auf Raoule deutend:

»Ein besonderer Fall, mein Herr. Noch ein paar Jahre, und dieses hübsche Geschöpf, das Sie meiner Meinung nach zu sehr mögen, wird, ohne sie je zu lieben, ebenso viele Männer kennengelernt haben, wie der Rosenkranz ihrer Tante Perlen für das *Pater* und das *Ave* enthält. Nonne oder Monster, nichts dazwischen! Der Schoß Gottes oder jener der Wollust! Es wäre vielleicht besser, sie in einem Kloster wegzuschließen, so wie wir es mit den Hysterikerinnen in der Salpêtrière* tun! Sie kennt das Laster nicht, aber sie erfindet es!«

Das hatte sich zehn Jahre vor dem Beginn dieser Geschichte zugetragen ... und Raoule war keine Nonne ...

In der Woche nach ihrem Besuch bei Silvert ging Mademoiselle de Vénérande häufig aus, mit keinem anderen Ziel, als einen auf dem Rückweg von der Rue de la Lune ausge-

* Das Hôpital de la Salpêtrière, psychiatrisches Krankenhaus in Paris, im 19. Jahrhundert berühmt für die Studien des Neurologen Jean-Martin Charcot zur weiblichen Hysterie.